

Nr. 210 Bydgoszcz / Bromberg, 14. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Vater stand an der Flurtür. „Na, da bringst du ja deinen großen Unbekannten, Deern! — Seien Sie willkommen, Herr Hinzpeter! Nehmen Sie fürlieb mit unserer bescheidenen Häuslichkeit.“

„Das hast du ganz hübsch gesagt, Vater. Du willst offenbar Eindruck schinden!“

„Mädel, wir sind ja allerhand von dir gewöhnt, aber Herr Hinzpeter —“

„— wird mich auch noch kennenlernen.“

Die Mutter war stiller. Joachim fühlte ihre zerarbeitete Hand, ihren forschenden Blick. Sie nötigte ihn, den Tornister abzulegen und es sich bequem zu machen. Der Kaffeetisch wartete auf den Gast.

„Zunächst habe ich mich zu entschuldigen, daß ich Sie so formlos überfallen habe. Ich habe unterwegs arge Bedenken gehabt, ob ich —“

„Du scheinst dir eine längere Rede ausgearbeitet zu haben!“

Frau Wieking hob sehr mißtrauisch den Kopf. „Du“, sagte Hanna zu ihm? Die alte Geschichte! Niemals wußte ihre Älteste, die Grenzen innezuhalten. Ernste Vorstellungen wollte sie ihr nach dem Kaffee machen. Der ganze Briefwechsel war ihr schon gegen den Strich gegangen. Und wenn sie die Entscheidung gehabt und ihr Mann sie ein bißchen unterstützt hätte, dann wäre die Geschichte mit dem wildfremden Soldaten gar nicht erst ins Rollen gekommen.

Da riß Hanna die Welt aus den Fugen.

„Ich darf dich wohl unterbrechen, Bub. Deine Rede ist dir mit Rücksicht auf den Kaffee geschenkt. Ihr Sinn ist nämlich der, daß wir uns verlobt haben.“

Frau Wieking blieb schlechthin der Atem stehen. Der Boden schien wegzusacken. Sie griff nach ihrer vierzehnjährigen Tochter Helga, die mit brennender Neugier aufhorchte, als suche sie an ihr einen Halt.

Schneller faßte sich ihr Mann, der natürlich diese bitterernste Sache auch von der humorvollen Seite nahm.

„Mädel, was verkündest du da? Du legst ja eine mörderische Fahrt vor! Meine Gedanken wollen nicht mit —“

„Das ist die erste Rührung, Vater. Du wirst bald wieder Herr deiner selbst sein.“

„Darf man fragen, wann diese Verlobung, die mich ungemein überrascht, vor sich gegangen ist?“

„Vor ziemlich genau einer Viertelstunde. Auch den historischen Ort kann ich dir verraten. Alles hat sich abgespielt auf einer Bank in den Wallanlagen, vom Ständehaus an gerechnet war es die dritte Bank auf der rechten Seite.“

„Und — du gestattest noch eine Frage, mein Kind — wie lange kennt ihr euch denn?“

„Wenn du unter Kennen das Sehen und Sprechen miteinander verstehst, Väterchen, so kann ich dir den Zeitpunkt auf die Minute angeben. Es war zwei Minuten vor fünf, als der Zug einlief.“

„Und nun verlangst du, daß ich dir meinen sogenannten väterlichen Segen gebe?“

„Eigentlich gehört er wohl zum natürlichen Ablauf der Dinge.“

„Was meinst du dazu, Mutter?“

Der Mutter liefen die Tränen über die Backen. Aber daran waren wohl die Nerven schuld. „Ich meine, vor allen Dingen solltet ihr, du und deine Tochter —“

„Deine ist es auch, Mutter!“

„Ich meine, ihr solltet mit mehr Ernst von der Sache reden!“ Sie wandte sich an die Tochter: „Nicht einmal den Vornamen von deinem Verlobten hast du uns bisher genannt!“

„Vater, nimmt dir ein Beispiel! Mutter nennt Joachim schon meinen Verlobten!“

„Komm, Joachim, ich habe mit dir zu reden!“ Die Mutter nahm ihn bei der Hand und zog ihn in die Küche. Verdutzt blickten die Zurückbleibenden einander an. Keiner kam auf den Gedanken, den beiden zu folgen.

Und keiner hat je erfahren, wovon bei dieser Unterredung in der Küche gesprochen wurde. Sie dauerte fast eine halbe Stunde.

„Du hättest als künftige Hausfrau wenigstens den Kaffee unter die Mütze stellen sollen!“ schalt die Mutter, als sie mit ihrem Schwiegersohn wieder in die Stube kam.

„Muttsch, nicht böse sein! Zu meiner Entschuldigung magst du gelten lassen, daß wir eine frühere Rückkehr vermutet haben. Nach deinem Gesicht zu urteilen, scheint Joachim die Prüfung bestanden zu haben.“

„Laß mein Gesicht in Ruhe und schenk' ein, Deern! Joachim wird nach der langen Reise halb verschmachtet sein. Aber gut soll er es in diesen vierzehn Tagen bei uns haben!“

„Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstehe, Bub, hast du Mutter im Sturm erobert. Und da Vater seiner Ältesten von Natur nichts abschlägt, sehe ich keinen Grund, weshalb wir uns den kalten Verlobungskaffee nicht schmecken lassen sollten.“

Nachher mußte Joachim Hinzpeter erzählen. So ungefähr verlangte der Vater von ihm einen genauen Überblick über die strategische Lage an der Westfront. Der elfjährige Kurt erhielt die Erlaubnis, Koppel und Seitengewehr umzuschnallen, und Hinzpeter mußte ihm den Mechanismus erklären. Die Mutter jammerte über seine kümmerliche Wäsche und wollte die Maße wissen, damit sie ihren Schwiegersohn neu ausstatten konnte.

Schließlich wurde Hanna die Geschichte zu bunt. „Ihr tut so, als wäret ihr mit Joachim verlobt und nicht ich. Ich mache meinen Anspruch geltend und schlage euch vor, daß ihr mir unsern Krieger für eine Weile überlaßt. Wenn wir uns beeilen, können wir heute noch die Ringe besorgen. Ich sehe es Joachim an, wie er sich danach sehnt, dies Zeichen der Vollwertigkeit zu tragen.“

„Ich habe zwar von diesem Sehnen noch nichts bemerkt, aber wenn du meinst —"

„Ja, ich meine. Also komm!"

*

Die Urlaubstage vergingen wie im Fluge. Wenn Hanna Wieking daran dachte, daß Joachim bald wieder zur Front mußte, durchrieselte sie ein Kältegefühl, und sie mußte an sich halten, um weiter vor ihm unbekümmert und sicher zu scheinen.

Ihn hergeben? Nein, das durfte sie nicht einmal denken. Das war nicht vorstellbar. Nicht gedanklich rütteln an ihrem gläubigen Jungmädchenwissen, das von unzerstörbarer Heiligkeit war. Hinweg mit allen Gedanken, die Urlaub belasten und trüben konnten.

An einem heiteren Frühlingstag wanderten beide in die stille, verträumte, meilenweite Rostocker Heide. Riesige Buchen und Eichen, dichtes Unterholz, ungangbare Moor- und Sumpfflächen gaben dem Gebiet einen urwaldartigen Charakter.

Es war um die Mitte des Urlaubs.

An der einsamen Küste wanderten beide im strammen Marschschritt dahin, zur Linken die leise rauschende See, zur Rechten den schweigenden Wald im hellen Frühlingsgrün.

„Sing ein Lied, Mädel! Du kannst es."

„Wie willst du das beurteilen? Hast du mir nicht erzählt, daß du unmusikalisch wärst wie ein Kettenhund?"

„Heute — ich saß in der Badewanne — habe ich dich wieder gehört. Du wirtschaftetest in der Küche herum."

„Ja, Kartoffeln schälen ist zum Auswachsen langweilig. Darum!"

„Von einer Libelle hast du gesungen. Ich kannte das Lied nicht."

„Aus der Schule stammt es, Dummerchen. Aber es wandert sich gut danach. Gib mir deinen Arm, du unhöflicher Mensch! Ach, ich glaube, Unhöflichkeit ist das gar nicht; der tapfere Krieger ist noch immer schüchtern gegen seine Braut, die ihm vor Gott und aller Welt gehört."

Dann sang sie, und wundersam stimmte das Lied zu dem sonnigen Frühlingstag.

„Froh wie die Libell' am Teich — —
Frohsinn macht sie leicht und reich,
Braucht nicht zu borgen
Braucht nicht zu sorgen,
Lebt nur von Licht und Luft
Und von dem Blumenduft — —
Frohsinn, Frohsinn macht reich!"

Joachim sagte nach einer Pause: „Beneiden könnte ich dich, Hanna! Du bist selbst eine Libelle, die sich jeder Stunde des Tages freut. In eine Welt bin ich hier hineingekommen, die ich bisher nicht einmal vom Hörensagen kannte. Mußt Geduld haben mit mir, kleine Libelle, wenn ich mich nicht immer gleich zurechtfinde. Aber helle und dunkle Töne geben zusammen einen guten Klang. Ich glaube an unsere Ehe, Hanna!"

„Wenn ich nicht an sie glaubte, wäre ich nicht bei dir, du! Aber du bringst mich auf einen feinen Gedanken."

„Her damit!"

„Vorher legen wir uns in den Seesand. Die Sonne meint es gut. Außerdem sind wir ja nicht bange vor einer Erkältung."

Sie warfen die Rucksäcke ab und suchten sich ein warmes Plätzchen.

„Einige Vorbereitungen sind noch nötig, Bub. Erstens legst du deinen Kopf auf meinen Schoß, zweitens schließt du die Augen, drittens hörst du genau zu. Und nebenher darfst du daran denken, daß dein Urlaub heute in einer Woche zu Ende ist."

„Die ersten drei Bedingungen will ich erfüllen, die letzte nicht. Im Gegenteil, ich will mir einbilden, daß es überhaupt keinen Krieg und keine vordere Stellung gibt. Nur das Heute gibt, Mädel!"

„Das denke ich auch. Nur möchte ich daraus auch die Folgerungen ziehen —"

„Du sprichst so merkwürdig, fast feierlich."

„Dazu habe ich auch Ursache. Hör zu! Du hast vorhin die Behauptung aufgestellt, daß wir ein gutes Ehegespann abgeben würden. Wollen wir, bevor du abreist, die Probe darauf machen?"

„Du meinst —?" Er rührte sich nicht, öffnete auch nicht die Augen. Hanna sah, wie die Erwartung in seinen Zügen arbeitete.

„— daß eine Kriegstrauung am kommenden Sonntag nicht unmöglich sein dürfte."

*

Am Sappenkopf stand der Gefreite Hinzpeter und bohrte den Blick in das undurchdringliche Dunkel der Nacht. War da ein Geräusch gewesen? In der nächsten Sekunde konnte eine Handgranate vor seine Füße fliegen, ein Geschoß konnte heranpeitschen, dann war es aus mit dem Gefreiten Hinzpeter. Wenn er trotz der tausend Gefahren noch das Leben hatte, so grenzte das an ein Wunder. — Und nun lag dieser selbe Kerl am Strande der Ostsee. Eine Mädchenhand fuhr ihm liebkosend durchs Haar. Eine Stimme, in der eine ungewohnte Scheu war, sprach von Kriegstrauung und Ehe. Das war so unwirklich und unwahrscheinlich, als wenn nach Verlegung des Sperrfeuers kein feindlicher Angriff erfolgte.

Mit ihrem alten Neckton schob Hanna den ganzen Grabenkrieg beiseit.

„Du antwortest nicht, Schlingel? Die Sache scheint dir leid zu sein. Ein Wagnis ist schon dabei. Der Entschluß ist beängstigend groß. Das liegt an der Einmaligkeit. Wenn du also Bedenken hast, so äußere sie. Sprich frisch von der Leber weg. Solltest du gar aus grundsätzlichen Erwägungen —"

Sie bückte sich schnell und küßte ihn auf den Mund.

„Ich könnte mich wegen meiner dummen Redensarten ohrfeigen. Vergiß, was ich eben dahergeredet habe. Es gibt nur einen Grund, weshalb ich von unserer Kriegstrauung gesprochen habe —" Ihr Blick ging zu den Möwen, die am blaßblauen Himmel spielerisch hin und her schossen.

Joachim richtete sich mit einem Ruck auf, nahm sie in die Arme.

„Liebe, kleine Hanna, du weißt, daß du mir mit deinem Vorschlag eine Freude ohne Grenzen machst. Aber bevor du dein Geschick endgültig an das meine bindest, solltest du daran denken, daß meine Hände noch leer sind, daß ich nicht weiß, ob ich — ob unsere Ehe nicht zu Ende ist, wenn ich in den Zug steige."

„Eben weil alles unsicher ist, du Dummer! Sonst hätte ich nicht davon reden können."

„Du bist leichtsinnig, Hanna Wieking!"

„Eine Hanna Hinzpeter will ich werden! Schreien könnte ich vor Freude!"

Schwierigkeiten wegen des Aufgebots gab es nicht bei einer Kriegstrauung Und das abgegriffene, zerknüllte Soldbuch ersetzte alle Papiere. Auch Mutter Wieking erhob keinen ernstlichen Widerstand mehr, nachdem sie sich von ihrer Überraschung erholt hatte. Bei Hanna mußte man eben immer darauf gefaßt sein, daß sie unvermutete Wege ging.

In der Petrikirche war die Trauung. Der Sturm fauchte um das alte Gemäuer, im Turm ächzten die Balken.

„Wunderschön!" flüsterte Hanna, als sie mit Joachim vor dem Altar stand.

Dieser wußte, daß sie den Sturm meinte. Durch die bunten Fenster sah man die weißen Schaumköpfe des Breitlings.

Nach dem Mittagessen sagte Hanna plötzlich: „Wenn ihr nichts dagegen habt, machen mein Mann und ich jetzt eine Hochzeitsreise."

Sogar der Vater war verblüfft. „Wäre es nicht praktisch gewesen, Kind, wenn du der staunenden Gesellschaft schon gestern von eurem Vorhaben erzählt hättest?"

„Eurem Vorhaben, sagst du?" erwiderte Joachim. „Ich muß bekennen, daß auch mir bisher von einer Hochzeitsreise nichts bekannt war. Und immerhin bin ich ja beteiligt."

Hanna lachte. „Ich bin doch eben erst auf diesen Gedanken gekommen! Nach Warnemünde wollen wir, und heute abend kehren wir unter eure Fittiche zurück."

„Das geht nicht!" entschied Mutter Wieking. „Bei diesem Wetter ist niemand an der Küste."

„Deshalb wollen wir ja gerade hin! Allein wollen Joachim und ich uns dem Sturm in die Arme werfen. — Wollen wir, Bub?"

„Das wollen wir!“ Er hätte ihr die Bitte nicht abschlagen können.

In einer Stunde waren sie an der See, stiegen hinauf auf die Stoltera, die dreißig Meter hohe Steilküste, standen, den Gespensterwald im Rücken, unmittelbar am Hang und mußten sich aneinander festhalten, um nicht vom Sturm, der von Nordwesten heranfauchte, umgeworfen zu werden. Ein Sprechen war nahezu unmöglich. Zu ihren Füßen tobten, brüllten die Wogen, sprangen über die Buhnen, überschlugen sich, nahmen einen neuen Anlauf und bissen sich hinein in Sand und kümmerlichen Strandhafer.

„Es ist, als stünden wir über dem Meer!“ schrie Joachim.

Hanna antwortete nicht. Mit trunkenem Blick schlürfte sie die Wildheit in sich hinein. Sie war glücklich.

Ganz nahe brachte sie dann den Mund an Joachims Ohr: „Der Sturm spielt die Orgel zu unserer Ehe!“

Nach einer halben Stunde gingen sie durch den Gespensterwald wieder nach unten.

„Schüttelst du den Kopf über deine unvernünftige Frau, Bub?“

„Ganz gewiß nicht, Hanna! Ich freue mich nur immer.“

„Ich will dir später auch eine ganz alltägliche Frau sein. Nur heute muß ich mich austoben. Mit dem Sturm könnte ich um die Wette laufen!“

Sie kamen an die Mole. Ein fragender Blick Hannas. Joachim wußte, was sie wollte, und nickte. Auf ein paar Spritzer kam es nicht an.

Die Mole war menschenleer. Es dauerte lange, bis sich die beiden durch den Sturm bis zur Spitze durchgekämpft hatten. Am Gitter mußten sie sich festhalten. Dämmerig war es geworden. Dänische Leuchtfeuer blitzten in der Ferne sekundenlang auf und erloschen wieder. Sturm und Dunkel und Wasser und Toben wurden zu einer gespenstischen Einheit, wurden zu einem Schutzwall, der die Mole von der Welt da draußen abschloß. Hanna und Joachim wollten abgeschlossen sein. Kein Gedanke sollte abirren; nur nicht daran denken, daß in drei Tagen der Urlaub zu Ende war, daß bestenfalls ein langes Warten blieb. Nur die Stunde des Beisammenseins auskosten!

Joachim war es, der schließlich zum Aufbruch mahnte.

„Ich bin froh, Bub! Nun ist unsere Ehe erst rechtsgültig. Der Sturm ist unser Trauzeuge gewesen. Laß es mich dir jetzt sagen: dein will ich sein für immer! Nichts auf der Welt wird dich mir wegnehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Glücksspiegel.

Skizze von Frank Stoldt.

Jochen Möller, wohlbestallter Koch des deutschen Frachtdampfers „Frisia“, blickte mit milder Neugier in das Schaufenster des Antiquitätenladens in der Hafengasse in Antwerpen. Die ausgestellten Waren konnten ihn nicht sonderlich reizen. Einige Stahlstiche lagen auf gewebten, bunten Tüchern. Daneben stand ein wackeliger, niedriger Tisch mit Porzellantassen und Bronzeschalen. Darüber hing in verschnörkeltem Rahmen ein alter Spiegel.

Der Seemann spielte mit dem letzten Fünffrankenstück in der Hosentasche. Es ging ihm leider wie so vielen, die die wilde See pflügen: Das Geld wollte ihm nicht treu bleiben. Auf einem rollenden Stein wächst kein Moos, sagt das Sprichwort. Aber daran war nicht die Seefahrt schuld mit ihren Lockungen. Jochen hatte eine Leidenschaft: Er wettete und spielte hoch und gern, und das Glück war ihm nicht hold. So war ihm auch während dieser Hafenzeit das Geld aus der Hand geglitten bis auf das einsame Silberstück.

Der Koch rieb sich nachdenklich das stoppelige Kinn. Europa war für ihn erledigt, in drei Stunden würden die „Frisia“ wieder nach Mexiko in See gehen. Veracruz, das war ein Hafen nach seinem Herzen! Da gab es eine mexikanische Bundeslotterie, Staats- und Stadtlotterien, Lotterien zum Besten von Hospitälern und Krüppelheimen, für Ausstellungen und anderes mehr, und sie alle hatten jede Woche Ziehung! Aber hier — Jochen zuckte die Achseln und betrat den Laden.

Aus dem Halbdunkel des hinteren Raumes kam ein alter Mann mit verwittertem Gesicht herbeigeschlurft, der einen scharfen Blick auf den Besucher warf und auf flämisch nach seinen Wünschen fragte. Der Seefahrer erklärte, er brauche einen Rasierspiegel, da seiner während der letzten Reise zerbrochen sei. Der Greis nickte eifrig und nahm das alte Glas aus der Auslage. „Hier hätte ich einen sehr schönen, mein Herr. Antik und noch dazu billig — fünf Franken!“

Das Geldstück fiel auf den Ladentisch.

„Ein Gelegenheitskauf, mein Herr!“ murmelte der Händler beim Einpacken, „das Glas wird Ihnen Glück bringen, besuchen Sie mich bald wieder!“

Jochen schmunzelte. Sobald würde ihn Antwerpen nicht wiedersehen. Jetzt jagten stürmische Regenflagen über die Schelde, aber in acht Tagen würde die „Frisia“ schon auf Südwestkurs im warmen Wetter sein und dann weiterfahren nach Mexiko, dem Land der Azteken, der Pulque, der Revolutionen und — der Lotterien!

Drei Wochen später glitt der Frachtdampfer durch sonnige See dem Hafen von Veracruz zu. An Steuerbord leuchteten die weißen Mauern des Forts vor der Einfahrt. In einer halben Stunde mußte das Schiff an dem Pier liegen. Der Koch stand in seiner schmalen Kammer und rasierte sich. Er hatte Eile an Land zu kommen, um bei Don Pablo an der Plaza, dem Hauptplatz der Stadt, die letzten Neuigkeiten über kommende Ziehungen zu erfahren. Vom Betriebsgang her scholl durch die offene Tür eine grobe, aber gutmütige Stimme:

„Na, Smuttje, bist du bald fertig? Ich fahre mit nach draußen, nach Villa del Mar!“

Das war Heini Kohrs, der Bootsmann, der mit an Land wollte. Jochen Möller brummte eine unverständliche Erwiderung, denn er hatte die Lippen voll Seifenschaum. Er näherte seinen Kopf dem am Bullauge aufgehängten Spiegel, um ein paar widerspenstige Stoppeln an der Wange zu entfernen. Plötzlich wurden seine Augen groß. Auf der leicht vom Atem beschlagenen Fläche standen Zeichen! Jochen starrte die Zahlen an: „+ 13131.“

War es ein Wink des Schicksals? Seine Gedanken waren schon bei den kommenden Ziehen, und wie viele Lotteriespieler war er genügend abergläubisch, um ein günstiges Omen herbeizuwünschen. Hatte der alte Händler in Antwerpen nicht gesagt, der Spiegel würde ihm Glück bringen? Dem Koch stieg jäh das Blut zum Kopfe. Er wischte hastig mit dem Handtuch über das Glas und hauchte erneut darauf. Wieder stand deutlich und lockend die geheimnisvolle Inschrift vor seinen Augen.

Wenig nachher wanderten die beiden Freunde zum Laden des Lotteriekollekteurs in der Stadt und versuchten gemeinsam, in gebrochenem Spanisch Don Pablo klarzumachen, daß ein bestimmtes Los gebraucht würde, die Nummer 13131! Der Mexikaner breitete achselzuckend seine farbigen Schätze auf den Ladentisch. Der Bootsmann half suchen. Anfänglich hatte er den Koch mißtrauisch von der Seite angesehen. Mußte es denn gerade jene Zahl sein? Jene und keine andere, behauptete Jochen. Endlich hielt er Don Pablo triumphierend einen langen Streifen Lose unter die Nase: „Hier, Señor! Was ist das für eine Ziehung?“

„Das ist die Lotterie vom Hospital Santa Anna in San Antonio, Señor. Ziehung ist übermorgen. Wieviele Teile wollen Sie, Señor Möller?“

In Mexiko sind die Lose gemeinhin in zehntel und zwanzigstel Stücke unterteilt. Jochen verlangte von seiner Nummer alle, obwohl ihm Heini in die Rippen stieß: „Mensch, Jochen! Dein ganzer Heuervorschuß geht darauf.“

„Macht nichts“, mit gerötetem Kopf bezahlte der Koch und sagte dabei vor sich hin, „und selbst das Kreuz fehlt nicht auf den Losen!“

Dann zogen die beiden hinaus, setzten sich auf die Straßenbahn und fuhren an den Strand nach Villa del Mar. Im dortigen Gasthaus kannte Jochen den deutschen Wirt.

Drei Tage vergingen, an denen auf der „Frisia“ die Ladewinden rasselten, zischten und polterten und unermüd-

lich die Kisten und Fässer aus den Laderäumen des Schiffes in Schlingen auf den Bohlen des Kais landeten.

Am vierten Tag rannte atemlos ein Mann in Hemdsärmeln durch das Gewühl der Hafenarbeiter und Schauerleute auf dem Pier. Er schwenkte ein Papier wie eine Fahne.

„Sieh mal, Bootsmann“, sagte ein Matrose auf der Back der „Frisia“ beim Farbewaschen zu seinem Vorgesetzten, „ist das nicht unser Smutt, der da durch die pralle Sonne stolpert? Der hat doch keinen Sonnenstich?“

Der Bootsmann beschattete die Hand mit den Augen und nickte. „Will mal sehen, was ihm fehlt, Tedje!“

Der Koch war schon längsseit des Schiffes. „Gewonnen, Heini!“ brüllte er. „Hauptgewinn: Fünftausend Pesos!“

„Mensch, Jochen, wenn das nur gut geht! Komm in den Schatten und kühl dich erst mal ab in deiner Kammer!“

Aber der andere hatte tatsächlich ein großes Paket Geldscheine in der Hand und nahm ihn im Betriebsgang heftig beim Arm. „Ich will dir schnell etwas zeigen!“ flüsterte er geheimnisvoll und führte den Freund in seiner Kammer vor den Spiegel.

„Weißt du, was das ist? Ein Zauberspiegel! Für jede Lotterie kann ich hier den Hauptgewinn lesen. Paß mal auf!“

Er hauchte auf das Glas. Deutlich erschien wieder die Glückszahl. „Kannst du dir denken, wie die Zeichen dahin kommen?“

Der Bootsmann betrachtete den Fragenden mitleidig und tippte gegen seine Stirn. „Denken? Nein, das weiß ich sogar ganz genau! Der Spiegel ist einmal auf einer Versteigerung gewesen, da schreiben sie die Verkaufnummern mit Seife darauf, und wenn er später nicht sorgfältig gereinigt wird, bleibt ein wenig Fett auf dem Glas. Mußt ihn mal mit Spiritus abreiben!“

Er starrte den Koch und die Hand voller Geldscheine an.

„Heiliger Klabautermann! Du glaubtest doch nicht etwa wirklich ... Jochen, Jochen, die dümmsten Bauern haben immer die größten Kartoffeln! Fünftausend Pesos! Was willst du nun mit der Unmenge Geld?“

„Weiterspielen natürlich!“ entgegnete der Koch unbeirrt und strahlend.

Was war da zu wollen, — auf einem rollenden Stein wächst kein Moos!

„Sergeant.“

Skizze von **Georg A. Oedemann.**

Wir bauten die große Brücke im Höllgrund. Ein Frühling und ein Sommer waren darüber vergangen, nun färbte sich das Laub der Bäume bunt, nur der Fichtenwald stand wie eine blaue Mauer oben auf den Bergen.

Es war ein herrliches Leben im Höllgrund. Der Sang unserer Arbeit und unseres Feierabends füllte das Tal, hallte wider von den Lehnen und brachte manchmal den Ruf der Waldtiere und die stillen Stimmen des blühenden und reifenden Sommers mit zurück.

Nun stand das grauweiße Ungeheuer mitten in diesem Eiland der Natur, fremd noch, ohne rechte Beziehung zur Umgebung. Steinerne Strebepfeiler schossen wuchtig aus grünem Wiesengrund, stiegen links und rechts die steilen Hänge hinauf, und obenhin verlief nun das weiße Band der Straße, die sich nicht in den Grund bemühen wollte. Wir haben ihr also den Weg geebnet; und der Grund mit seinen hundert Heimlichkeiten und Einsamkeiten, er kann ungestört weiterträumen und braucht nicht aufzuschrecken, denn über den hohen Rücken der Brücke verläuft sich der Lärm des Lebens in fliegender Eile.

Einen großen Sommer lang waren wir Gast im Höllgrund. Nun im Herbst brachen wir Gerüste und Maschinen ab, die uns beim Bau behilflich waren. Ungern schieden wir vom Höllgrund. Die letzten Tage gingen uns allen nahe.

Und in dieser Zeit geschah es mit Weidauer Gustavs Pferd. Der Kleinbauer hatte seinen Holzschlag unweit der Brücke; und wenn es eine Fuhre gab, dann riefen wir ihn zu Rat und Tat, ihn und seinen treuen Braunen.

Als wir „Sergeant“ das erste Mal sahen, war uns das Lachen nahe. Sergeant war kein schönes Tier. In der Hinterhand hatte er die Gicht; und sein Kopf, dieser quadratisch breite Kopf schaukelte mit jedem Schritt, wenn er das kleine Bauernwägelchen den schmalen Pfad heraufzog. Da stand er also vor der Baubude und steckte das weiche Maul zwischen Himbeer- und Erlengebüsch, indessen Gustav, der alte, gute Gustav mit dem Polier eine heimliche Kerze aufsteckte.

Sergeant? So zerbrachen wir uns während einer Frühstückspause die Köpfe, denn wir wollten Gustaven nicht darum fragen. Bis einer das kleine Porzellanschildchen am Kumt des Pferdes entdeckte.

Dann endlich wußten wir, was sein Name zu bedeuten hatte, dann wußten wir, daß „Sergeant“ ein Kriegskamerad war. Die erst laut und derb gespottet hatten, nahmen nun die zottige Mähne zwischen ihre Hände und lobten Sergeant und nannten ihn ein schönes, edles Tier, ja, und mausten für den Wackeren die Würfelzucker pfundweise aus der häuslichen Zuckerbüchse.

Sergeant! Wir hatten ihn dann alle lieb, und er war jedesmal mit einem Sträußchen geschmückt, wenn er unsere Baustelle verließ, unser stummer Freund, der so schweigsam erzählen konnte von einem harten, grausigen Kampf zwischen den Armen des Todes.

Hier durften wir nun leben, stark und aufrecht, wir, die Söhne der Frontkämpfer, durften uns nach langen, langen Jahren endlich des Friedens freuen. Aber auch „Sergeant“ war einst ein Stück dieser gigantischen Mauer, die ehern und unbesiegt dem Ansturm einer feindseligen Welt standhielt. Und das war es, was wir ihm nicht vergessen konnten. Wie oft saßen wir zu Mittag draußen auf den Bänken, und unsere Gedanken gingen zwanzig Jahre zurück. Nein, es konnte kein Vergessen geben, es durfte kein Vergessen geben; und die Kreatur, das stille, schweigsame Pferd erhob sich wie der Mensch der Front zum Helden, dem unser Dank galt. Sergeant! Wie gern riefen wir es ihm zu; und er drehte den Kopf, als verstünde er, wie wir es meinten.

Einen großen Sommer lang lebten wir im Höllgrund; und als der Herbst einen stolzen Bau beschloß, da schlich sich „Sergeant“ heimlich aus dieser Welt. Es war, als hätte er nur darauf gewartet, die letzte Fuhre wegzubringen, um sich nach getaner Arbeit hinzulegen zu seinem letzten, großen Schlaf. Sein ganzes Leben war eine ewige Kette von erfüllten Pflichten; und so wird er es mit dem Sterben wohl so eingerichtet haben, bis die letzte Fuhre Bauholz zu ihrer Ordnung kam. Ein Tierschicksal war erloschen, es war ein Schicksal steter Erfüllung und immerwährender Treue.

Oben am Firstenweg, in Weidauers Holz haben wir einen Stein aufgesetzt und mit immergrünen Bäumchen umpflanzt. Weidauers Gustav war mit dabei, als unser Schachtmeister einige feierliche Worte sprach, Worte des Gedenkens und Nichtvergessens, denn obwohl „Sergeant“ nur ein Pferd war, so war doch sein Leben ein Beispiel für den Menschen. Glücklich der, der nach diesem schönen Beispiel sein Dasein einrichten und formen könne, damit er ein wohlgefügter Stein sei, ein Stein in der großen, ehernen, unüberwindlichen Mauer, die, festgefügt in den Grundpfeilern der Pflichterfüllung und der Treue, eine gewaltige Mauer des Friedens sei.

So hatte unser Schachtmeister gesagt, und jeden hat es ein bißchen mitgenommen. Wir haben im Höllgrund eine Brücke gebaut für Jahrhunderte. Und wir haben am Stein einen Schwur geleistet für ein Menschenleben. So war das treue Pferd, so war „Sergeant“ noch im Tode ein verläßlicher Wegweiser der menschlichen Seele.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg